

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934**

15.7.1934 (No. 28)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 28



15. Juli 1934

Emil Kaff / Ricarda Huch  
Zum siebenzigsten Geburtstag am 18. Juli 1934

Was in der Zeiten Bildersaal  
Jemals ist trefflich gewesen,  
Das wird immer wieder einmal  
Wieder aufzrischen und lesen.  
Goethe: Sprüche in Versen.

Man sagt: „Studiere Künstler  
die Natur!“ Es ist aber keine  
Kleinigkeit, aus dem Gemeinen das  
Schöne zu entwickeln.

Goethe: Sprüche in Prosa.

Ricarda Huch, unbestritten eine der eindrucksvollsten deutschen Frauengestalten, die sich in unsern Tagen künstlerisch gestaltend, besinnlich nachdenkend und einfühlsam forschend, immer aber schöpferisch betätigen, entstammt dem deutschen Norden Braunschweigs, nachweislich niedersächsischem Bauern- und Bürgertum, hat lange Jahre im oberdeutschen Süden des Reichs, Oesterreichs und der Schweiz gelebt und gewirkt. Sie hat immer eine unstillbare deutsche Liebe zum Italiensischen gehegt und in bedeutenden Werken geformt, jüngst noch gerade dafür Mussolinis auszeichnenden Dank erntend, und ist seit einiger Zeit in einem ihrer deutsch-südlischen Art wahrhaft und ganz besonders gemäßen Raum, an einer der schönsten deutschen Dichterstätten, in Heidelberg uns nachbarlich lebhaft geworden.

Der siebenzigste Geburtstag in hoher Sommerwoche ist hier wirklich ein rechter und stolzer Ehren- und Erntetag, der Dichterin eine weite Rückschau auf eine werktroh meißerliche Lebensarbeit gewährend, an der unermüdet weiter zu wirken sie das strenge Glück hat, der großen Gemeinde ihrer Leser allen Anlaß bietend zu tiefer Dankbarkeit für ungezählte Stunden seelischer Bereicherung und geistiger Weitung.

Wissenschaftliche Forschung etwa über „Die Romantik“ (von geradezu geschichtlicher Bedeutsamkeit für die erst nachfolgenden neuen literaturwissenschaftlichen Romantikbemühungen), Lyrik und lyrische Dramatik sind neben novellistischen Kunstwerken die Grundlagen, auf denen sich eine gestalterische und denkerische Lebensleistung organisch aufbaut, an der zu lernen und zu reifen die deutsche Frauenwelt, aber auch die gesamte deutsche ältere Jugend, und wer zu dieser sich bekennt, sich geistig-sittlich schulend als ernste Verpflichtung anerkennen muß.

Leidenschaftdurchglühte Romane stehen am Beginn des Huchischen Schaffens; besinnliche Bücher einer um ein übrigens betont protestantisch-lutherisches Weltbild eifernden Frau folgen, begleitet von umfangreichen wie knappen Arbeiten, die der Sinnbedeutung wie der Beschreibung deutscher Geschichte in führenden Männern und großen, ja in manchem Sinn erhabenen und immer erhebenden Landschaften gelten, geboten durchweg in bewundernswert künstlerischer Ausformung.

Nicht unfraulich verstandeskühle Trockenheit des Darbietens, viel eher gelegentlich ein Ueberhäufen bewußter sprach-

licher Bildfreudigkeit im Sinn eines um des gedanklichen Gehalts willen malerisch-zeichnerischen Zuviels etwa bei Max Klinger, Ludwig von Hofmann oder Franz von Stud, um von andern zu schweigen, ließe sich feststellen, das freilich bei einer Dichterin nicht erstaunen läßt, die im letzten Jahrzehnt des verflohenen Jahrhunderts aufzutreten sich anschickte. Gehört sie doch einer geistigen Generation an, die so wirklichkeitsverflochten als ideenfreudig aus einer künstlerischen, durchaus hohlen Scheinwelt des jüngeren Wilhelminismus in eine ungekannte, aber schon an wache Herzen pochende Zukunft der strengen sittlichen Forderung aufbrach, auf manchen Wegen der Suche, aber des einen Zieles gewiß wie Dehmel, Rilke, Hofmannsthal und Stefan George.

Nach den Werken starker Leidenschaft, deren frischestes vielleicht doch der Erstling „Erinnerungen von Rudolf Urslem dem Jüngeren“ geblieben ist („Aus der Triumphgasse“, „Von den Königen und der Krone“, „Vita somnium breve: jetzt Michael Unger“, dem zeitlich und gattungsmäßig am stärksten gebundenen, aber doch im Lobpreis Zürichs und seiner alemannischen Landschaft prächtigen Roman) folgen einigermassen parallel Bücher der Nachdenklichkeit (nicht zu verwechseln mit zunftgerechten Monographien!): „Luthers Glaube“, „Sinn der Heiligen Schrift“, „Entpersönlichung“ und geschichtliche Darstellungen. Es reihen sich auf der einen Linie die italienischen Gegenstände: die großartige Prosaaballade vom „Leben des Grafen Federigo Gonzaloni“ und die beiden Garibaldi-Bände neben der feinen Bildnisammlung „Seltsame Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento“, auf der andern Seite die in jedem Betracht außerordentliche „Darstellung“ des „Großen Kriegs in Deutschland“ (drei Bände über den Dreißigjährigen Krieg), „Wallenstein“, „Freiherr vom Stein“, „Alte und neue Götter“, köstliche Studien über Gottfried Keller, Jeremias Gotthelf und manches andere. In den letzten Jahren sind vor allem (vorläufig) zwei Bände „Im alten Reich“, ganz wundervolle Städtebildnisse zu rühmen, denen wenig Gleichartiges und kaum Ebenbürtiges im deutschen Schrifttum jüngerer Vergangenheit zuzugesellen ist. Geistiger Kampf und Ringen von unzählbaren Lebensmächten ist der Gegenstand der Huchischen Kunst allenthalben. Leben und Schönheit als beseligende und heillose Kräfte und Mächte, niemals aber als bequeme Zustände ohne herbe Verpflichtung sind die Richtweiser dieses Frauendaseins, seines Denkens wie dichterisch besinnlichen Kunstschaffens, dessen stilistischer Durchbildung die höchste und strengste Wertung in unserer literarischen Gegenwart sittlich allein angemessen ist, das aber auch in einzigartigem Umfang der unerbittlichen Forderung nach Maßgebender Wortkunst tatsächlich je und je Genüge leistet!

An Ricarda Huchs Gesamtwerk wird künftige literaturwissenschaftliche Forschung einmal das Organische, das aus Eigengesetzlichkeit unbeirrt und unbeirrbar sich entfaltende Ganze kritisch zu ergründen und mit dem Aufspüren zu bewundern haben. Im Nebenwerk und noch in gelegentlicher

Unzulänglichkeit bleibt allenthalben der Kern und die unverfäglichste Kraftquelle der Meisterin zu spüren. Wie sie selbst etwa an Gottfried Keller oder Conrad Ferdinand Meyer sich geformt haben mag, so hat sie den jüngeren Weggenossen die große Verpflichtung eines zum Weiterbau willigen Vorwärtsschreitens in die schweigend unbeugsamen Geseh unterstellten, weiträumigen Bezirke des deutschen Geistes- und Seelenlebens durch ihr eigenes Wirken auferlegt.

Die Töne der Sprache aus dieser Dichterin und Deuterin. Mund sind bewunderungswürdig mannigfach: der Rausch der Leidenschaft, die Innigkeit einer weltfern verjüngten Seele,

die Kühle der kritischen Forscherin, die meißelnde Strenge balladesken Rindens, die Verträumtheit naturfelliger Einsamkeit, das beglückende Lachen unbeschwert daseiender Jugendlust; alle aber zusammengefaßt und wurzelnd im unerschöpflichen Kräftegrund einer Frau, der das uralte Geheimnisvolle und Seherische innewohnt, unbekümmert um die flüchtig alltäglichen Oberflächlichkeiten, das helfende Wissen um die Nöte und die Notwendigkeiten wie um die unverkennbaren Nothelfer unseres deutschen Geistes und seines unbändigen Lebenswillens.

## Ricarda Huch / Gedichte

### Wodans Unwille

Walhalla verließ Wodan der Alte,  
Das Treiben der Welt wollte er schauen.  
In Wellen der Bart nieder ihm wallte,  
Sein feuriger Blick freute noch Frau'n.

Gerunzelt die Stirn, rief er den Raben:  
„Boll Dünkel und Wahn dünkt mich die Welt.  
Mehr freut mich, als früh kundige Knaben,  
Wenn Weisheit, der Mond, Männer erhell't.“

Gebeugt auf das Buch seh' ich sie brüten,  
Geschwächt ist ihr Leib, leer ihr Geschwätz;  
Am wirklichen Tisch hör' ich sie wüten  
Um Staat, Streit und Geseh.

Wo blieben dabei blühende Wangen?  
Der Aerger und Ernst ähten sie gelb!  
Vor Fleiß ist den Frau'n Farbe vergangen;  
Klug höhnt schon das Kind Kobold und Elb.

Iduna, du fehlst mit deinen Früchten!  
Der Säng'er selbst singt kein süßes Lied,  
Von Fortschritt und Zweck dampft alles Dichten;  
Nicht Atem geschöpft, bis man verschied!

Gewalt'ger Verdruß drängt mich von hinnen!  
Gib, Gunkld, am Rausch' Ruh' mir und Rat.  
Die Menschheit vergaß Träumen und Minnen:  
Brich an, Ragnarok, reif ist die Saat!“

Entnommen der vierten Auflage der  
„Gedichte“, Leipzig, Häffel 1917.

### Ausgegossen, Musit . . .

Ausgegossen, Musit,  
Ueber die feilschende Welt,  
Allerschütternde, Ibsst du  
Unserer trägen Geschäftigkeit  
Skavenjoch endlich.  
Hochatmend in dir,  
Krieg'risches Element,  
Mitten durch Schwerter trägst du uns,  
Sterbend Unerbittliche,  
Vorbeertrunken und frei.

Alte und Neue Gedichte, Insel-Verlag,  
Leipzig v. J. (nach dem Krieg).

## Ricarda Huch / Aus den neuen Städtebildern

### Wertheim.

Die Grafen von Wertheim gehörten zu den angesehensten Dynastien des Frankenlandes, wahrscheinlich waren sie mit der konradinischen Herzogsfamilie verwandt, von der einer als Konrad I. römischer König wurde. Stolz auf ihre Reichs-unmittelbarkeit verschmähten sie es, Diener der Bischöfe von Würzburg zu werden, die sich als Herzöge mit den den Erzämtern der Kaiser entsprechenden Ämtern umgaben. Erst im 14. Jahrhundert, später als alle andern, ließen sich die Grafen von Wertheim dies Leben gefallen.

Als mit Johann III. im Jahre 1497 die ältere gräfliche Linie ausgestorben war, fiel Wertheim an die jüngere, die Johann I. mit dem Bart gegründet hatte, und die durch Michael II. vertreten war, der nun wieder den gesamten Besitz in einer Hand vereinigte. Sein Sohn Georg II., dem er zu seinen Lebzeiten, da er sich alt fühlte, die Regierung übertrug, war ein heftiger Gegner Luthers; er war aber augenscheinlich ein nachdenklicher Mann, beschäftigte sich ernstlich mit den die Nation so sehr erregenden Fragen und wandte sich endlich der neuen Lehre ganz und gar zu. Nicht nur aus Not, sondern wohl auch aus Ueberzeugung nahm er, als die aufständischen Bauern die Grafschaft bedrängten, ihre zwölf Artikel an, die in der Hauptsache dem Evangelium und menschlicher Billigkeit entsprachen. Freiwillig schloß er sich ihnen an und zog mit ihnen vor Würzburg, wobei er es versäumte, was seinen Standesgenossen auf der Gegenseite als unerhört auffiel, dem Bischof einen Fehdebrief zu schicken. Dies Beiseite-lassen der Ritterlehre läßt sich vielleicht so erklären, daß man damals wie heute an eine Weltwende glaubte, die alles bisher Gültige weggeschwemmt habe. Noch bevor es zur Katastrophe kam, zog sich Georg, den auch die langen Verhandlungen ungeduldig machten, und der den Glauben an einen guten Ausgang verloren haben mochte, vom Kampfe zurück. Zur Rechen-schaft gezogen wurde er nicht. Fünf Jahre nach der Revolution starb er, erst dreißig Jahre alt; ein Jahr vor seinem Tode hatte ihm seine zweite Frau, die Tochter eines Schenken von Limpurg, einen Sohn geboren, der der Letzte seines Geschlechts wurde. Georgs Vater, Michael II., lebte noch und übernahm die Regierung wieder, starb aber schon im folgenden Jahre. Michael III. wuchs im evangelischen Glauben auf. Begleitet von seinem Onkel von Limpurg bezog er als Jüngling die Universität Wittenberg, wo er mit Luther, Melanchthon und anderen Reformatoren, an die er empfohlen war, umging. Seine Begabung, seine Bescheidenheit und sein

feines Benehmen machten ihn beliebt; besonders Melanchthon nahm sich seiner wie ein Vater an. Sobald er selbständig handeln konnte, bekannte er sich öffentlich zum Evangelium, wobei er sich mit der Stadt Wertheim, die schon ganz lutherisch war, in Uebereinstimmung befand. Er starb siebenundzwanzigjährig, und sein einziges Kind, eine Tochter, folgte ihm nach ein paar Tagen. Die Gepflogenheit, alle Söhne mit Ausnahme eines einzigen geistlich werden zu lassen, hatte sich insofern der Familie nachteilig erwiesen, als dadurch die Zahl der Nachkommen sehr beschränkt wurde.

Durch des letzten Grafen Witwe, die eine Stolberg war, ging das Erbe zuerst an diese Familie, dann an die Löwenstein über, die aus der Ehe des Kurfürsten Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz mit der Augsburger Bürgerstochter Alara Dettin stammten. Sie wurden von den Kaisern mit Ehren überhäuft; die jüngere Linie, die wieder katholisch geworden war, wurde im 18. Jahrhundert, die ältere im Anfang des 19. Jahrhunderts gesürft.

Ihrer Stadt Wertheim gegenüber scheinen sich die Grafen durchgehend wohlwollend verhalten zu haben. Sie suchten die Kaiser für sie zu interessieren und statteten sie auch selbst mit Privilegien aus, wie zum Beispiel, daß die Bürger nur vor dem Stadtgericht Recht nehmen und geben sollten. Daß Bürgermeister und Rat die Stadt selbständig handhabten, versteht sich von selbst; aber sogar den Bluthann erwarben sie mit einer jährlichen Abgabe von tausend Gulden. Ihre Wohlhabenheit, die ihnen das ermöglichte, verdankte die Stadt der Tätigkeit, auf die ihre Lage am Zusammenfluß von Main und Tauber sie hinwies: es wurde hauptsächlich Fischerei, Schifferei und Weinbau getrieben, wozu der Handel mit Wein und Tuch kam. Die Grafen unterstützten die Betriebsamkeit der Bürger unter anderem durch eine Vereinigung, die sie in der Mitte des 14. Jahrhunderts mit dem Bischof von Würzburg, dem Burggrafen von Nürnberg und einem Herrn von Hohenlohe abschlossen mit Bezug auf das sichere Geleit von Kaufmannsgütern, so daß die Kaufleute jeweils von dem beteiligten Herrn, in dessen Gebiete sie durch Wegelagerer geschädigt waren, Ersatz bekamen.

Die exorbitanten Ausplünderungen und Schatzungen des Dreißigjährigen Krieges zerstörten diese glückliche Blüte. Aus dem, was noch erhalten ist, kann man jedoch immer noch den Charakter einer selbstbewußten, gemüthlich und reichlich lebenden, kunstsinnigen Bürgerschaft ableiten. Die anmutig geschwun-

genen Straßen scheinen die Art ihrer Bewegung von Tauber und Main angenommen zu haben, zwischen deren schlängelnden Biegungen sie hinziehen. Dem geräumigen, burgähnlichen Rathhaus gegenüber liegt das zierliche Doppelhaus der Vier Bekrönten, andere durch lustige Baueinsälle ansprechende Fachwerkhäuser schließen sich an, auf die Kirche zudrängend. Deren Schlichtheit belebt ein gotischer Portalvorbau und ein ebensolcher Erker, Kleinodien von außerordentlicher Zierlichkeit. Der Stadtkirche gegenüber erhebt sich die reichere Kiliankapelle, ursprünglich als Beinhaus, im 17. Jahrhundert als Schule verwendet; wie ein Biergürtel umgibt ihren Unterbau ein von reizenden Arabesken durchbrochener Umgang.

Vom Kirchplatz aus steigt der Weg bergan zur Burg, einer der größten in Deutschland, die durch die baulustigen Grafen von einer zweckdienlichen Befestigung allmählich zum fürstlichen Wohnhaus erweitert wurde. Im Dreißigjährigen Kriege

zusammengeschossen, ragt sie noch mit schönen und gewaltigen Gliedern aus den Trümmern hervor.

Dem Schlosse gegenüber auf der anderen Seite der Tauber krönt seit dem Jahre 1520 der städtische Friedhof eine niedrigere Anhöhe. In seine Mauer eingebaut sind alte Grabsteine, die unsere Vorstellung von dem Reichtum und der Kultur der Wertheimer Bürgerschaft ergänzen. Die Denkmäler der Rauf, Rüdiger, Leutwein, die von Ephen und anderem Schlingkraut umwuchert, sind von namhaften Künstlern gemacht. Die Reihen der neu hinzugekommenen Gräber begrenzend, über deren Kreuzen Blumen blühen und Bienen summen, stehen die Mäler der Ahnen da als Zeugen einer Zeit, wo Leben und Sterben härter war, aber tiefer als heute in die Ewigkeit eingetaucht.

(Gefährt entnommen aus Neue Städtebilder. Im alten Reich. Band 2, Verlaag Grebllein u. Co., Leipzig.)

## D. G. Sutter / Franz Xaver Winterhalter

Ein Hofmaler Europas

Unter den Hochtälern des Schwarzwaldes mutet jenes von Menzenschwand, das — St. Blasien entgegen — die im Bereich des Feldbergs entspringende, noch jugendliche Alb in vielen Windungen durchfließt, fast alpin an. Verzettelt kauern im saftigen Grün der Bergmatten die Bauernhäuser unter ihren mächtigen Dächern. Aus den von Viehherden überweideten Hängen der Berge springt vielfach das von Flechten übersponnene Gestein urhafter Felsen hervor. Türkenbund und hoch gestengelter gelber Enzian geben der Flora ihre besondere Note. Eine stille, zur Besinnlichkeit neigende Welt. In ihr wird am 20. April 1805 armen Eltern Franz Xaver Winterhalter geboren.

Die Nachbarn bestaunen das dunkellockige Kind, das, aus blanken, ausdrucksvollen Augen schauend, als zartes Bürschlein aufwächst. Der Pfarrer des Dorfes betrachtet aufmerksam, was der gern mit dem Stift spielende Knabe auf die Rückseite beschriebener Blätter oder auf deren Ränder zeichnet. Wo er eines Stückchens Papier habhaft werden kann, bedeckt er es mit zart gestrichelten Landschaften, mit Bäumen, mit Häusern, mit Gerant und mit Menschenbildnissen. Es gehört gar nicht sehr viel Scharfblick dazu, um die künstlerische Begabung Franz Xavers zu erkennen. Der liebevollen Förderung des Geistlichen dankt der ein wenig verträumte Winterhaltersche Bub, daß er dreizehnjährig nach Freiburg kommt, wo er als Lehrling der Kupferstecherei in das Graphische Institut des Herderschen Buchverlages eintritt.

Das ungewöhnliche zeichnerische Talent, das Franz Xaver eignet, gewinnt ihm in kürzester Zeit die Gunst des Lehrherrn, der sich nicht zu erinnern vermag, je einen solchen rasch auflassenden Schüler unterrichtet zu haben. Die Leistungen des Wälderknaben werden wie die eines Phänomens bewundert. Die von seiner Hand herrührenden Blätter, meist Kopien kirchlicher Kunst, ragen weit über die Arbeiten der anderen, auch der älteren Berufsangehörigen der Herderschen Schule empor. Was wunders, daß sich der Neunzehnjährige mit einem namhaften Stipendium ausgerüstet sieht, das ihm erlaubt, seine weitere Ausbildung in München fortzuführen. Zwar fühlt sich der empfindsame junge Winterhalter, in dem früh Reigung und Sinn für gepflegte weltmännische Lebensart erwachsen, vom burschitosen Treiben der Künstler in der bayerischen Hauptstadt kaum sehr angezogen — um so rascher macht er im Kreis der Stieler, Jacobs, Kirner, Moosbrugger, Piloty, Schwantaler u. a. als fraglos hochbegabten Maler wie Zeichner von sich reden.

4 Jahre besucht Franz Xaver die Akademie in München — dann siedelt er nach der Residenz seiner badischen Heimat über, um mit den ersten von ihm gemalten Porträts sehr starke Aufmerksamkeit zu erregen. Im Jahre 1830 fällt ihm ein Stipendium des kunstfördernden Landesfürsten zu. Den farbenfrohen, farbenliebenden jungen Maler zieht es nach Italien. In Rom trifft er mit Freunden aus den Münchener Jahren zusammen. Aber so angenehm ihm auch der Umgang mit Gleichstrebenden sein muß, er stürzt sich mit einem wahren Heißhunger auf das Malen und Zeichnen. Es entstehen zahlreiche Genrebilder des italienischen Volkslebens. Alle sind sie, dem Wesen ihres Schöpfers wie dem durch diesen mit geformten Geschmack der Zeit entsprechend, umhaucht von einem Hang, zu idealisieren. Auch große Gemälde entstehen. So eines, „Dolce far niente“ubenannt, das eine Neapeler Szene festhält und viel Anerkennung, ja überschwänglichen Beifall findet. Später folgt eine groß angelegte Darstellung, die „Decamerone“ heißt und eine Gesellschaft junger, sehr tugendhaft erscheinender Frauen und Männer zeigt, hinter denen man allerdings nur schwer jenen Schwarm frohgemuter Ausgelassener zu wittern vermag, die, vor der Pest entflohen, sich recht unverblümt Anekdoten und Liebensabenteuer erzählt haben sollen. Im Salon von Paris, dessen Anerkennung zu jener Zeit einem Kunstwerk

die Beachtung der Welt sichert, erwecken die Arbeiten Winterhalters wahrhaft triumphale Begeisterung. Dessen tut neben anderen Schriftstellern auch Heinrich Heine Erwähnung. Besonders Aufsehen erregen in der französischen Hauptstadt des deutschen Künstlers Porträts. Und sie sind es, die ihm nun in rascher Folge zu höchster Geltung verhelfen und ihn zum reichen Manne machen. Er wird zum Hofmaler aller europäischen Residenzen.

Schon 1833 hat der damals noch nicht Dreißigjährige den badischen Großherzog Leopold und seine Gemahlin Sophie gemalt. Von Italien zurückkehrend, läßt sich Winterhalter, in dem ein gebildeter Mann von Welt zur Entwicklung gekommen ist, in Paris nieder. Von ihm porträtiert zu werden, bedeutet, sich so dargelegt zu sehen, wie man auszusehen sich schmeichelt — es bedeutet aber auch, mit einem ungemein lebenswürdigen Gesellschafter in Berührung zu kommen. Der Pariser Hof bevorzugt den deutschen Maler in einem Maße, das Mißgunst und Neid der Kollegen in Frankreich aufstacheln. Die Bilder Napoleons III. und der Kaiserin Eugenie — diese u. a. von ihren schönen Hofdamen umgeben — werden rasch genug in aller Welt bekannt. So möchte man gemalt sein, denkt man an den Höfen aller europäischen Staaten. Winterhalter wird nach Brüssel berufen. In Berlin gewinnt er die Gunst des preussischen Königs. Man schreibt 1841. Da wird er erstmals nach London eingeladen. Wer vermöchte alle die hochmögenden glanzvollen Namen aufzuzählen, deren Trägerinnen und Träger des fleißigen Pinsel festhält. Gemalt, zum Teil mehrfach, werden von ihm die Königinnen Christine und Isabella von Spanien, die Kaiserin von Rußland, die Königin Augusta von Preußen, der Kaiser und die Kaiserin in Wien, der König und die Königin von Württemberg, ungezählte Damen und Herren, Staatsmänner und Mitglieder aus der großen Gesellschaft Europas im fünften und sechsten Dezennium des neunzehnten Jahrhunderts. Von manchem seiner Bilder werden Reproduktionen in ungemessenen Auflagen verbreitet. Die Regierungen sehen sich gerade in der Darstellung Winterhalters gerne in Amtshäusern und Bürgerstuben hängen.

Es ist charakteristisch für den Meister eines, wenn man so sagen darf, malerischen Bellantós, wie es den künstlerischen Anschauungen seiner Zeit entspricht, daß bei aller Artistik des Könnens seine Werke nie ganz eines Zuges grandseigneurlicher Liebhaberei in der Behandlung des Stofflichen entbehren. Zwar läßt sich Franz Xaver Winterhalter seine Porträts nicht mit einem Pappenstiel bezahlen — fürwahr, es wäre unverständlich, wenn er nicht zu fordern verstünde — aber er erhebt sich gleichwohl nie in der Rolle des „angestellten Hofmalers“. Vielmehr besitzt dieser Künstler immer auch die volle menschliche Sympathie der Bekrönten und Hochmögenden, deren repräsentative Würde er auf die Leinwand bannt.

So stark sich Franz Xaver Winterhalter von der Stadt an der Seine angezogen fühlt, in der er, von weiten Reisen zurückkehrend, immer wieder Rast und Ruhe sucht, so sehr er unter dem Einfluß westlicher Kultur- und Lebensideale steht — es läuft doch nur auf unhaltbare Verleumdung hinaus, wenn man ihn als Französling zu stempeln sucht. Sein Umgang in Paris sind deutsche Landsleute. Von diesen, soweit sie aus Gründen der Kunstliebhaberei oder -begeisterung nach Frankreich kommen, werden die meisten von dem lebenswürdigen, beweglichen Manne freundlich empfangen, der, aus dem tiefsten Schwarzwald entstammend, zu selten strahlendem Weltruhm gelangt ist. . . . Im Jahre 1870, da die kriegerischen Verwicklungen ihren Anfang nehmen, weilt Franz Xaver Winterhalter in der Schweiz. Er wartet das Ende des Feldzuges ab, gibt seinen auf der Basis großer Wohlhabenheit geführten Haushalt unweit der Place Vendome in Paris ganz auf und läßt sich in Karlsruhe nieder, wo er mit seinem Bruder Her-

mann, der gleich ihm Maler ist, Wohnung und Atelier bezieht. Die beiden Menzenschwänder bleiben zeit ihres Daseins Hagestolze. Franz Xaver allerdings muß sich nur noch mit einer kurzen Spanne Lebens begnügen. Zu Besuch bei Freunden im mainischen Frankfurt, rafft ihn am 8. Juli 1873 der tödliche Typhus dahin.

Ueber allem Wechsel der Kunstströmungen behaupten die eleganten Bilder Franz Xaver Winterhalters ihren Rang als Dokumente einer Zeit, die für Kaiser, Könige, Herzöge wie für die große Gesellschaft Europas nicht die schlechteste gewesen ist. Die Porträtierten lohnen ihren Hofmaler reichlich dafür, daß

er ihre Freude an Repräsentation und Glanz so imponierend zu schildern versteht. Der Reichtum aber, den der Künstler hinterließ, fließt zurück in das Tal zu Füßen des Felsbergs und hilft vielen, den Kampf mit dem Dasein leichter zu bestehen. Und es verdient ausdrücklich angemerkt zu werden, daß noch heute in Menzenschwand, in den Häusern der Familien, die zu den Brüdern Franz Xaver und Hermann Winterhalter in verwandtschaftlicher Beziehung stehen, das kleinste Skizzenblatt von der Hand der beiden längst verbliebenen Künstler, vor allem aber von Franz Xaver, wie ein Heiligthum verwahrt wird.

## Roland Betsch / Spukhafte Fahrt

Es ist noch nicht lange her, da traf ich, als mir auf offener Landstraße eine kleine Autopuppe zustieß, ein altes Bettelweib. Sie hatte eine jener Autopuppen in der Hand, wie man sie oft am hinteren Fenster der geschlossenen Wagen haumeln sieht, als ob sie sich dort erhängt hätten. Die Bettel wollte mir die Puppe verkaufen und behauptete, sie habe sie auf der Straße gefunden; ein Autobesitzer müsse sie wohl verloren haben.

Ich betrachtete mir die Puppe und muß gestehen, daß sie auf mich einen sonderbaren Eindruck machte. Warum, das weiß ich selbst nicht zu sagen; denn äußerlich hatte sie etwas durchaus Liebreizendes, und war in der Art eines Zigeunermädchens gekleidet. Augen und Haare schimmerten schwarz; sie trug einen blauen Rock und eine rot und blau gestreifte Bluse. Um die Schultern war kunstvoll ein schwarzes Seidentuch geknüpft.

Anfangs aus unerklärlichen Gründen widerstrebend, kaufte ich dann doch dem aufdringlichen Weib die Puppe für eine Kleinigkeit ab, hängte sie im Wagen hinten an die Scheibe und fuhr davon.

Gegen Abend kam ich in bewaldetes Gebirge und wollte, obwohl schon recht müde, noch durch ein enges Tal aufwärts nach einem kleinen Gebirgspass. Da ich die Straße nicht kannte, hielt ich an und holte die Karte hervor, um mich zu orientieren. In diesem Augenblick hörte ich eine durchdringende Stimme.

„Max! Roter Max!“ rief die Stimme.

Ich schaute auf und sah zwischen den Stämmen des Waldes einen Mann, der nun auf die Straße heraustrat und sich mir langsam näherte. Der Mann, ein rothhaariger Bursche, mit einer Schirmmütze und einem Manchesteranzug, sagte zu mir: „Wollen Sie denn jetzt noch hier durch dieses Tal fahren?“

„Jawohl, das will ich! Warum sollte ich nicht?“

„Es ereignen sich hier manchmal Dinge, die nicht ganz geheuer sind. Sie täten gut, in der nächsten Waldschenke „Zum Burengeneral“ zu übernachten.“

„Danke sehr. Wer sind Sie eigentlich?“

„Fragen Sie nur im nächsten Dorf neben der Kirche nach dem rothhaarigen Max!“

Sonderbare Begegnung! Was wollte dieser verdächtige Bursche von mir? Ich verachte innerlich seine verworrenen Reden, und wollte mich anschieben, weiterzufahren, da sah ich zu meiner Ueberraschung, daß er schon wieder im Walde verschwunden war. Als ich mich umwandte, um ihm nachzuschauen, sah ich, daß die Autopuppe fort war! Das Fenster, wo sie haumelnd gehangen hatte, war leer! Der unheimliche Mensch hatte sie mitgenommen. Eine unerhörte Frechheit.

Ich fuhr in die aufbrechende Nacht hinein, das Tal wurde immer enger, und ich erreichte in der Tat nach kurzer Zeit eine alte Waldschenke, die nicht gerade einladend aussah. Wichtig, auf einem verrosteten Wirtshauschild stand „Wirtshaus zum Burengeneral“.

Schon aus Neugierde hielt ich an und betrat die Schenke. Von der Decke haumelte eine stinkende Petroleumlampe. Es kam eine mürrische Frau und fragte nach meinen Wünschen. Da es herblich frisch war und ich ein wenig froz, bestellte ich einen Schwarzwälder Kirsch.

Die Frau ging und ich setzte mich an einen der Holztische.

Jetzt geschah etwas ganz Unglaubliches und Gespenstisches. Durch die Tür hinter der Schenke kam ein junges, hübsches Mädchen herein, und dieses Mädchen war niemand anders als meine Autopuppe. Ich sprang erschrocken vom Tisch auf und starrte das liebreizende Wesen an. Sie kam auf mich zu, schwarz das Haar und schwarz die Augen; trug einen blauen Rock und eine blau und rot gestreifte Bluse. Und um den Hals war anmutig ein schwarzes Seidentuch geknüpft. Nichts also unterschied dieses lebende Wesen von meiner Autopuppe, die mir der verdächtige Geselle gestohlen hatte.

Sie goß ein Glas Kirschwasser ein und setzte sich zu mir an den Tisch. „Sie dürfen es nicht übelnehmen, wenn ich etwas betroffen bin, entschuldigen Sie nur vielfach.“

Sie war verwundert ob meiner Worte, und ich sah nun, daß sie einen merkwürdig starren, fast ein wenig schenen Blick hatte.

„Es kommt jetzt selten ein Gast zu uns“, sprach sie und schaute mich mit unverhohlenem Wohlgefallen an. „Ein Wunder, daß Sie hier überhaupt eingekehrt sind.“

„Ich selbst glaube mich in einem holden Wunder“, erwiderte ich und konnte es nicht unterlassen, sie genau zu betrachten. „Ein Wunder schon deshalb, weil Sie eine räthelhafte Ähnlichkeit haben —“

„Ähnlichkeit?! Wem sollte ich ähnlich sehen?“

„Oh, fast wage ich's nicht zu sagen: einem Wesen, das — einem Wesen, das gar nicht lebt.“

„Das ist ja seltsam!“

„Es ist eine Ähnlichkeit, die mich selbst so verwirrt, daß ich mir keine Erklärung zu geben weiß. Ein Mann im Walde riet mir, hier einzukehren!“

„Ein Mann?“

„Ja. Er nannte sich der rote Max.“

Sie erschrak, als sie den Namen hörte und rückte nun näher zu mir heran, ganz so, als ob sie Furcht empfände. An der Wand gegenüber hing ein Spiegel, und in diesem Spiegel sah ich plötzlich, wie sich die Tür, die auf die Straße führte, langsam öffnete. Erschrocken wandte ich den Kopf. Dort stand der rote Max und hatte ein widerliches Lachen im Gesicht.

„Da seid ihr ja“, sprach er und blieb unter der Tür stehen. Entschlossen erhob ich mich und trat dem Burschen entgegen. „Ja, da bin ich. Und Sie sind ein Salunke und Spiegelschmier. Sie haben mir außerdem meine Puppe gestohlen.“

Er lachte wieder und hatte eine schenliche Art, den Kopf zu schütteln. „Ihre Puppe, ha, ha, ha, Ihre Puppe! Dort steht sie!“

Ich schaute mich nach dem jungen Mädchen um. Es war verschwunden. Satan, das ging nicht mit rechten Dingen zu! In einer wilden Hast lief ich durch die trüb erhellen Räume, um sie zu suchen. Verschwunden.

„Wo ist sie?“ schrie ich den Menschen an. „Sie müssen es wissen!“

Er kam auf mich zu und blieb dicht vor mir stehen.

„Wo sie ist? Fort! Davon. Sie wissen am Ende nicht, daß das liebe Kind ein wenig gestört ist! Die Gefahr liegt nahe, daß sie wieder versucht, sich etwas anzutun.“

Mich packte das Entsetzen. Ich stürzte hinaus ins Freie; über den Hof rannte ich, durch Scheune und Stallung. Ich rief nach ihr, ohne eine Spur zu finden. Das ganze Haus war wie ausgestorben. Auch der rote Max war fort. Da kam ein Grausen über mich. Fort, dachte ich, fort von hier! Ich sprang ins Auto, um davonzufahren. Mir blieb das Herz stehen: am hinteren Fenster haumelte wieder die Puppe, schlapp und leblos und so, als ob sie sich erhängt hätte. Ich bengte mich zurück, um nach ihr zu greifen, da schrie es wieder: „Max! Roter Max!“ Und dann umklammerte jemand meine Kehle, und ich fühlte, wie mir die Luft ausging. Ich wurde wach. Gott sei Dank, da sah ich im Wagen, und auf meinen Knien lag die Landkarte.

Man sollte nicht so viele Kilometer fressen in einem Tag. Man wird übermüdet und hat schlechte Träume.

Ich stieg aus dem Wagen und lief ein paar Schritte die Straße entlang.

Da stand ja gleich hinter den Bäumen ein Wirtshaus, eine Waldschänke, aber sie hieß „Zum weißen Hirsch“ und war ein freundliches Haus. Ich trat in das helle Gastzimmer und schaute mich um. Nein, das war nicht mein Wirtshaus „Zum Burengeneral“. Ein liebreizendes, junges Mädchen kam und bediente mich. Ich erzählte ihr von meinem Erlebnis. Da lachte sie mich aus und meinte, ich müsse wohl geträumt haben. „Übrigens“, sprach sie plötzlich, und war nun selbst betroffen. „Vor vielen Jahren soll hier ein junges Mädchen sich einmal das Leben genommen haben. Liebeskummer, ha, ha, ha!“

Wie hell und froh sie lachte!

„Max!“ rief es plötzlich. „Roter Max!“

Ich fuhr erschrocken vom Stuhl hoch. Teufel noch mal!

„Das ist unser Papagei!“ lachte sie wieder und zeigte mir den Vogel, der am offenen Fenster in einem Käfig herumturtelte. „Das ruft er schon, seit mir's gedenkt.“

Merkwürdige Gegend! Ich zahlte und ging.

Draußen strahlte die untergehende Sonne. „Max! Roter Max!“ rief der Papagei hinter mir her. Ich fuhr davon.

Die Puppe, die immer noch hinten haumelte, riß ich von der Schnur los und warf sie während der Fahrt auf die Landstraße. Dort mochte sie meinerwegen wieder ein altes Bettelweib finden.